

Die USA zwischen Hoffen und Bangen

Mittlerweile sind mehr Amerikaner durch Corona als im Zweiten Weltkrieg gestorben – Wie es im Wettrennen um Leben und Tod steht

Was setzt sich in den USA zuerst durch: Die Corona-Müdigkeit der Menschen, die massive Impfkampagne oder die ansteckenderen Virusvarianten? Es ist ein Wettrennen, bei dem es um Leben und Tod geht. Die Zahl der Neuinfektionen in den USA geht deutlich zurück, und jeden Tag werden im Schnitt rund 1,7 Millionen Menschen geimpft. Im Kampf zur Eindämmung der Pandemie gibt es daher vorsichtigen Grund zur Hoffnung. Doch wegen der gefährlichen Virusvarianten könnte es neue Rückschläge geben.

Am Montag dürften die USA die traurige Schwelle von einer halben Million Corona-Toten überschritten haben. Bis Montagmorgen wurden laut Daten der Universität Johns Hopkins bereits 499 000 Todesfälle nach einer Infektion registriert – mehr als in jedem anderen Land der Welt. Hinter der unfassbaren Zahl verbergen sich das Leid und der Tod unzähliger Großeltern, Väter, Mütter, Töchter, Söhne, Freunde und Nachbarn. Millionen Angehörige und Freunde trauern um ihre Lieben, denen sie in ihren letzten Stunden oft nicht nahe sein, von denen sie sich häufig nicht gebührend verabschieden konnten.

„500 000 – das sind fast 70 000 mehr als alle Amerikaner, die im Zweiten Weltkrieg in einem Zeitraum von vier Jahren gestorben sind“, sagte US-Präsident Joe Biden. „All die Trauer, all der Kummer, all das Leid“, ergänzte der Demokrat. Am Montagabend wollte Präsident Biden sich in einer Rede im Weißen Haus zur Zahl der Corona-Opfer äußern, gefolgt von einem Moment der Stille und dem Anzünden von Kerzen. Wir geben einen Überblick über die Coronalage in den USA:

1 Infektionsgeschehen: Die Behörden in den USA, einem Land mit rund 330 Millionen Einwohnern, haben bislang gut 28 Millionen bestätigte Infektionen gemeldet. Täglich kommen im Schnitt knapp 70 000 Neuinfektionen dazu, der niedrigste Wert seit Ende Oktober. Auch die Neuaufnahmen in Krankenhäusern gehen zurück. Doch weiter sterben durchschnittlich pro Tag mehr als 2000 Menschen nach einer Infektion. Das sind an eineinhalb Tagen mehr Opfer als einst bei den Anschlägen vom 11. September 2001. Einem viel beachteten Modell zufolge soll die Zahl der Corona-Toten bis Ende Mai noch auf fast 600 000 ansteigen.



Ein Land im Bann der Corona-Krise: George Washington, Gründervater und legendärer erster Präsident der USA, würde heute wohl wie sein Amtsnachfolger, der 46. Präsident Joe Biden, Maske tragen. Nirgendwo sonst in der Welt hat das Virus in absoluten Zahlen so viele Menschen getötet. Foto: Adobe Stock

2 Die Ausgangslage unter Ex-Präsident Donald Trump: In den USA lief in Bezug auf die Pandemie vieles schief. Zu Beginn leugnete der damalige Präsident Donald Trump die von dem Virus ausgehende Gefahr, dann setzte er sich ohne wissenschaftliche Belege für bestimmte Medikamente als vermeintliche Wundermittel ein. Zudem ließ er bis zuletzt erkennen, dass er das Tragen von Masken eher lästig fand. Experten werfen Trump vor, sich gar nicht mehr um die Eindämmung der Pandemie bemüht zu haben. Er wollte keine Auflagen mehr, keinen Lockdown, er wollte die Wirtschaft wieder ankurbeln. Dafür setzte er auch auf Impfstoffe. Diese Wette ging auf.

„Das ist der einzige Aspekt der Epidemie, bei dem die USA gute Noten bekommen“, sagte etwa Microsoft-Gründer Bill Gates, der Co-Vorsitzende der Gates-Stiftung. Dank der Anschubfinanzierung der Regierung habe die Impfantwicklung mit „voller Geschwindigkeit“

losgelegt, sagte er am Freitag bei der Münchner Sicherheitskonferenz. Die schwierige Planung, wie die größte Impfkampagne in der Geschichte des Landes durchgeführt werden sollte, überließ Trumps Regierung aber den Bundesstaaten. Chaos und bittere Beschwerden folgten prompt.

3 Die Impfkampagne unter dem neuen Präsidenten: Joe Biden macht bei der Impfkampagne seit seinem Amtsantritt vor einem Monat massiv Druck – und das mit Erfolg. Die Regierung hat die wöchentlichen Impfstofflieferungen an die Bundesstaaten deutlich gesteigert und zuverlässiger gemacht. Zudem mobilisierte Präsident Biden für große Impfzentren Tausende Soldaten des US-Militärs und Ressourcen der Katastrophenschutzbehörde Fema.

In den USA haben seit Mitte Dezember bereits rund 44 Millionen Menschen mindestens eine Impfung bekommen, was gut 13 Pro-

zent der Bevölkerung entspricht. Knapp 19 Millionen Menschen haben bereits beide nötigen Dosen bekommen, wie Daten der Gesundheitsbehörde CDC zeigen. Zum Vergleich: In Deutschland haben bislang rund 3,3 Millionen Menschen die Erstimpfung erhalten, was etwa 4,0 Prozent der Bevölkerung entspricht, wie das Robert Koch-Institut erklärte. Mehr als 1,7 Millionen Menschen haben schon beide Impfungen erhalten.

4 Die Hoffnung auf eine Rückkehr zur Normalität: Nach etwa einem Jahr Ausnahmezustand macht sich in den USA eine zunehmende Corona-Müdigkeit breit. Alle hoffen auf eine baldige Rückkehr zu einer gewissen Normalität. Die Frage, wann es so weit sein wird, wird Joe Biden und seinem Corona-Experten Anthony Fauci derzeit fast täglich gestellt. „Ich kann Ihnen kein Datum geben, wann diese Krise enden wird“, sagte Joe Biden zuletzt. „Aber ich

kann Ihnen sagen, dass wir alles Mögliche tun, damit dieser Tag eher früher als später kommt.“ Der Präsident zeigte sich zumindest zuversichtlich, dass Weihnachten in diesem Jahr wieder im Kreis der erweiterten Familie gefeiert werden könne. „Aber ich kann Ihnen das nicht versprechen“, warnte er im gleichen Atemzug.

Die Regierung bekommt von den Herstellern Moderna und Pfizer/Biontech bis Ende Juli rund 600 Millionen Dosen Impfstoff, was für alle Erwachsenen im Land ausreichend wäre. Damit könnte – wenn alles gut geht und sich zudem nur ein geringer Anteil der Amerikaner der Impfung verweigert – im Herbst das Größte der Pandemie vorbei sein.

Den USA kommt auch zugute, dass sich dort schon so viele Menschen mit dem Coronavirus infiziert haben und diese dadurch zumindest eine begrenzte Immunität haben dürften. Bislang gibt es gut 28 Millionen bestätigte Infektio-

nen, die Gesundheitsbehörde CDC nimmt aber eine höhere Zahl tatsächlicher Ansteckungen an: rund 83 Millionen. Hinzu kommen die Millionen bereits geimpfter Menschen. Daraus ergibt sich – grob überschlagen –, dass fast jeder Dritte, also rund 100 Millionen Menschen, inzwischen zumindest eine begrenzte Immunität haben dürfte. Doch Experten mahnen zu weiterer Wachsamkeit, denn Virusvarianten wie die zunächst in Südafrika nachgewiesene könnten auch bei vormals Infizierten zu einer neuen Ansteckung führen.

5 Die Gefahr der neuen Varianten: Manche Experten monieren, die USA befänden sich im „Blindflug“, weil dort bislang nur sehr wenige Genomanalysen durchgeführt wurden. Diese sind nötig, um die Varianten des Coronavirus eindeutig zuzuordnen. Nach Angaben der Gesundheitsbehörde CDC wurden bislang in 44 Bundesstaaten nur knapp 1700 Fälle der zunächst aus Großbritannien bekannten und deutlich ansteckenderen Variante (B.1.1.7) nachgewiesen. Das CDC und andere Forscher warnen jedoch, diese verbreite sich schnell und könne bis Ende März in den USA „zur vorherrschenden Variante“ des Virus werden. „Die anhaltende Verbreitung von Varianten, die ansteckender sind, könnte den im vergangenen Monat erzielten Fortschritt zunichtemachen – wenn wir nicht weiter vorsichtig sind“, sagte etwa CDC-Chefin Rochelle Walensky. Die Zahl der Neuinfektionen müsse weiter nach unten gebracht werden, forderte sie. „Weniger Fälle bedeuten weniger Gelegenheiten für die Varianten, sich zu verbreiten, und eine geringere Chance für die Entstehung neuer Varianten.“

6 Die Zahl der Toten in den USA im globalen Vergleich: In keinem anderen Land der Welt hat es in absoluten Zahlen so viele bestätigte Corona-Todesfälle gegeben wie in den USA. Ein direkter Ländervergleich zeigt, dass die Sterblichkeitsrate in mehreren Staaten Europas deutlich höher ist. In den USA starben laut Johns-Hopkins-Daten 152 Menschen pro 100 000 Einwohner. In Belgien liegt dieser Wert bei 192, in Großbritannien bei 181, in Italien bei 158. In Deutschland sind demnach 82 Menschen pro 100 000 Einwohner gestorben. Experten gehen zudem in vielen Ländern bei Infektionen und Todesfällen von einer hohen Dunkelziffer aus. **Jürgen Bätz**

Das ist Boris Johnsons Corona-Exitstrategie

Bis Ende Juni will der britische Premier sein Land aus dem Lockdown herausführen – Warum der Regierungschef derzeit so beliebt ist

Wer hören will, was für eine Freude eine Impfung gegen das Coronavirus ist, muss nur Boris Johnson lauschen. Kaum jemand spricht das Wörtchen „jab“ – Englisch für Impfung – so lustvoll aus wie der britische Premierminister. In seiner Betonung hat das kleine Wort geradezu beflügelnde Wirkung. Und Johnson spricht oft von „jabs“, denn die Impfkampagne, die seit zweieinhalb Monaten läuft, bestimmt die Schlagzeilen. Mitten drin: Boris Johnson. Oder auch: „Mr. Jab“.

Der Populist ist ganz in seinem Element, die Ärmel hochgekrempt und Ellenbogenbegrüßungen verteilend. „Fit wie ein Metzgershund“ sei er, wird Johnson nicht müde zu betonen. Seine Beliebtheit bleibt hoch. „Die Menschen mögen ihn, weil er so optimistisch wirkt“, sagt Jill Rutter von der Denkfabrik Institute for Government. „Er wirkt, als würde man gern mit ihm in den Pub gehen. Er nimmt sich selbst nicht ernst.“ Das kommt an.

Nun aber heißt es: Kumpelmodus aus, Staatslenker an. Im Parlament verkündet der Premier, wie der Ausstieg, der „Unlockdown“, aus dem bereits dritten Lockdown vonstatten gehen soll. Umsichtig – fast könnte man sagen: staatsmännisch – geht Johnson vor. Auf wissenschaftliche Daten werde er hören, nicht auf Termine: „Data, not dates“. Vier Stufen kündigt der Premier an, jeweils im Abstand von fünf Wochen – wenn die Infektionszahlen mitspielen. Die Botschaft: Bis Ende Juni soll alles vorbei sein. Diese Entscheidung sei zwar „vorsichtig“, aber auch „unwiderrufbar“, sagt Johnson. „Wir machen uns auf einen Weg, von dem ich hoffe und glaube, dass es eine Einbahnstraße in die Freiheit ist, und diese Reise wird durch das Tempo des Impfprogramms ermöglicht.“ Mittlerweile hat ein Drittel der Erwachsenen bereits die erste Dosis erhalten. Täglich kommen Hunderttausende hinzu.

Die Erwartungen waren hoch: „Lös endlich die Bremsen, Boris“, titelte die „Daily Mail“. Auch Teile



Sie nennen ihn „Mr. Jab“, „Mister Impfung“: In der Corona-Krise hat der britische Premier Boris Johnson sein Image gründlich aufpoliert. Foto: dpa

seiner konservativen Partei sitzen Johnson im Nacken, die forderten schnellere Öffnungen. Mit der „unwiderrufbaren“ Planung wolle Johnson den Hardlinern einen langsameren Ausstieg verkaufen, sagt Rutter. Der Politologe Simon Usherwood glaubt, der Premier ge-

he ein hohes Risiko ein: „Er kann das ja wollen, aber er hat keine Möglichkeit, das zu kontrollieren. Es muss nur eine neue Variante auftauchen, die immun gegen einen Impfstoff ist, und wir bekommen eine neue Corona-Welle.“ Und Großbritannien müsste wohl

zum vierten Mal in den Lockdown. Doch auch Kritiker betonen, dass Johnson derzeit obenauf ist. Beim Erfolg des Impfprogramms sei durchaus Glück im Spiel, sagt Usherwood. Allerdings habe sich der Schachzug ausgezahlt, wie beim Poker „all in“ zu gehen.

Alle Impfentscheidungen, die Johnson getroffen hat – und die teils für Kritik sorgten –, haben sich bisher als richtig erwiesen: sowohl der frühe Start Anfang Dezember nach einer Sonderzulassung für das Mittel der Pharmaunternehmen Biontech und Pfizer als auch die längere Zeitspanne zwischen den beiden Impfungen.

Dabei galt lange als äußerst unwahrscheinlich, dass aus Johnson einmal der gewissenhafte „Mr. Jab“ werden würde. Zu hemdsärmelig, zu unbedarft war der Premier seit Beginn der Pandemie aufgetreten – und fand monatelang kein rechtes Maß. Versprochen, gebrochen: Immer wieder musste er Versprechen zurücknehmen und härtere Maßnahmen durchsetzen als von ihm selbst angekündigt.

„Man muss berücksichtigen, dass er sehr unerfahren war, als er ins Amt kam“, sagt Rutter. Zwar habe Johnson als Londoner Bürgermeister und Außenminister bereits Verantwortung getragen, doch der Job in 10 Downing Street sei damit nicht vergleichbar. Hinzu kommt: Seit Amtsantritt im Juli 2019 war Johnson vollauf mit dem Brexit beschäftigt und mit der Parlamentswahl, die er mit großem Vorsprung gewann. Er habe bis zum Beginn der Pandemie keine Zeit gehabt, richtig im Amt anzukommen. „Er war das Gegenstück zu Kanzlerin Angela Merkel mit ihrer jahrelangen Erfahrung.“

Heute attestiert Rutter dem Premier eine „lange Lernkurve“. Das kann auch mit seinen Beratern zu tun haben. Seit Ende November ist der Wirtschaftsexperte Dan Rosenfield sein Stabschef – er löste den landesweit verhassten Dominic Cummings ab, einen mächtigen Brexit-Befürworter. Disziplinierter sei der Entscheidungsprozess in „Number 10“ seither, sagt Rutter. **Benedikt von Imhoff**